

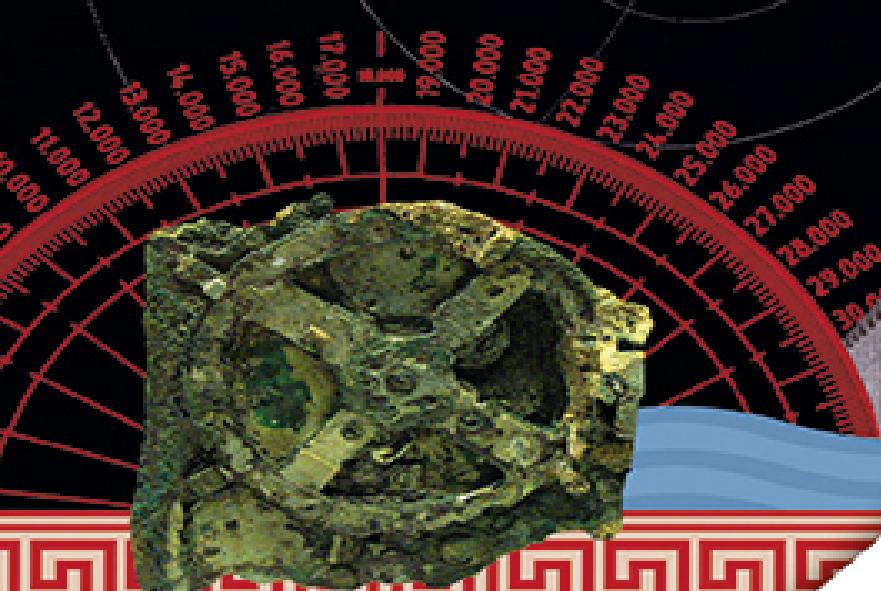


JO MARCHANT

# Die Entschlüsselung des Himmels

DER ERSTE COMPUTER –  
EIN 2000 JAHRE ALTES RÄTSEL  
WIRD GELÖST

rowohlt



rowohlt

digitalbuch



JO MARCHANT

# Die Entschlüsselung des Himmels

DER ERSTE COMPUTER –  
EIN 2000 JAHRE ALTES RÄTSEL  
WIRD GELOST

rowohlt  
digitalbuch

Jo Marchant

# **Die Entschlüsselung des Himmels**

Der erste Computer – ein 2000  
Jahre altes Rätsel wird gelöst

Aus dem Englischen von Monika Niehaus



# **Inhaltsverzeichnis**

**Karte**

**Widmung**

**Vorwort**

**Ich sehe tote Menschen**

**Ein unmögliches Fund**

**Kriegsbeute**

**Die Geschichte neu schreiben**

**Eine heroische Rekonstruktion**

**Der Mond in einem Kasten**

**Werkstatt eines Mechanikers**

**Die neuen Jungs**

**Eine faszinierende Idee**

**Der alte Mann aus Syrakus**

**Nachwort**

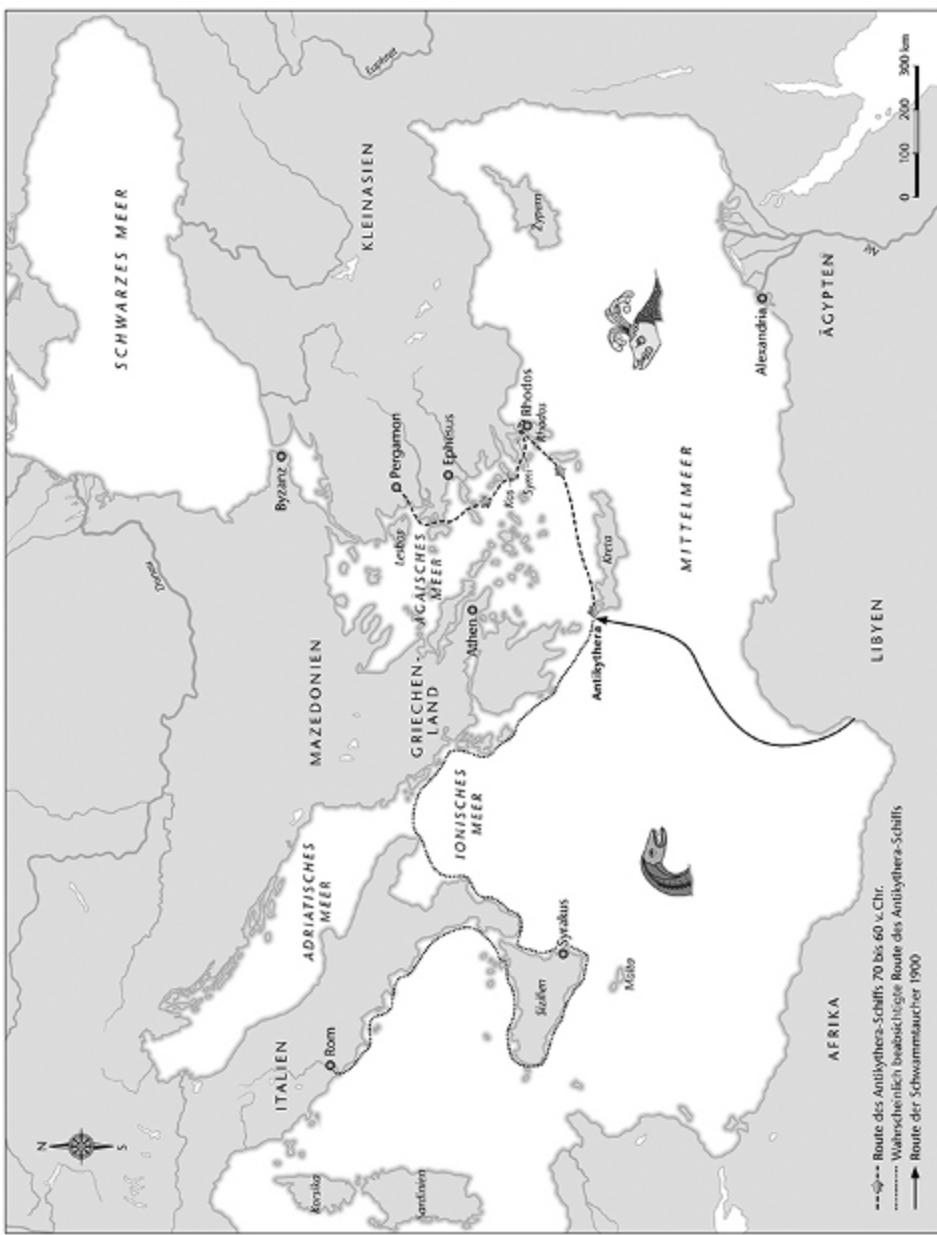
**Danksagung**

**Bildnachweis**

**Quellen und weiterführende Literatur**

**Namenregister**

**Abbildungen**



*Für Ian*

# Vorwort

In einer Ecke des Archäologischen Nationalmuseums in Athen steht etwas, das dort nicht hinpasst. Dieses Objekt ähnelt den klassischen griechischen Statuen und Vasen, die ansonsten den widerhallenden Saal füllen, ganz und gar nicht. In einer Glasvitrine sind drei flache Teile ausgestellt, die wie angeschimmelte grüne Pappe aussehen. Jedes Teil weist Schichten auf, die einst aus Metall bestanden und nun zusammengepresst und korrodiert sind - die Farbskala der Korrosionsprodukte reicht vom grünlich verfärbten Weiß des Zinnoxids bis zum dunklen Blaugrün des Kupferchlorids. Diese Teile haben 2000 Jahre lang auf dem Meeresboden gelegen, und es ist ihnen anzusehen.

Wenn man jedoch genauer hinschaut, entdeckt man etwas scheinbar Unmögliches. Durch die Ablagerungen zeichnen sich schwache Umrisse ab: eingravierte Buchstaben, ein großes Rad und ein Teil einer verkrusteten, aber präzise unterteilten Kreisskala. Direkt neben diesen seltsamen Objekten zeigt ein Röntgenbild, was im Inneren verborgen ist. Unter der uralten, verkalkten Oberfläche drängen sich auf engem Raum feine Zahnräder jedweder Größe; ihre dreieckigen Zähne sind so perfekt geformt, dass man meint, sie könnten sich jeden Augenblick zu drehen beginnen. Die Konstruktion dieses Mechanismus erscheint modern und ist sofort erkennbar. Das Ganze sieht aus wie das Innere eines Weckers.

Dies ist der Mechanismus von Antikythera. Heute wissen wir, dass seine Fragmente mindestens 30 Zahnräder enthalten und jede freie Oberfläche eng beschriftet ist. Dieses Objekt, das 1901 aus einem antiken Schiffswrack geborgen wurde, gehört zu den erstaunlichsten Instrumenten der Antike, die wir kennen. Und nach allem, was wir über die Technologie jener Zeit wissen, sollte es

eigentlich gar nicht existieren. Bis zur Entwicklung ausgeklügelter astronomischer Uhren in der europäischen Renaissance - also weit über ein Jahrtausend später - ist nichts bekannt, das an die technische Raffinesse dieses Instruments heranreicht.

Vergessen Sie die Statuen, die den Rest des Museums füllen. Vergessen Sie die Reichtümer aus all den antiken Schiffswracks, die seither entdeckt worden sind. So wundervoll und beeindruckend diese Kunstwerke auch sind, sie untermauern lediglich unsere Bewunderung für die Kunstfertigkeit griechischer Bildhauer. Dieses unauffällige Objekt ist anders. Auch wenn es nach 2000 Jahren auf dem Meeresboden arg mitgenommen aussieht, haben die Ideen und der Sachverstand, die darin stecken, unser Verständnis für die alten Griechen und ihre Fähigkeiten revolutioniert; dieses Instrument hat uns mit einem Rätsel konfrontiert, dessen Lösung mehr als ein ganzes Jahrhundert in Anspruch genommen hat.

Worum handelt es sich also? Wer in aller Welt könnte es gebaut haben? Und wie kam es, dass diese komplexe Technologie, nachdem sie einmal entwickelt worden war, so lange wieder in Vergessenheit geriet? Seit 1901 hat eine Reihe von Männern ihr Leben der Aufklärung des Mechanismus und der Beantwortung dieser Fragen gewidmet; keiner von ihnen konnte von dem Rätsel lassen, nachdem es ihn einmal gepackt hatte. Viele sollten die vollständige Lösung des Rätsels nicht mehr erleben, aber jeder von ihnen trug einen Teil dazu bei, und dieses Buch soll ihre Geschichten erzählen.

All dies wäre ohne Kapitän Kontos und seine hart arbeitende Mannschaft von Schwammtauchern unmöglich gewesen, denn ohne sie dümpelten die Antikythera-Bruchstücke noch immer am Meeresboden. Sie entdeckten das Wrack und riskierten ihr Leben bei dem Versuch, erstmals Objekte aus einem gesunkenen Schiff zu bergen - ein kühnes Abenteuer, von dem nicht alle Männer lebend zurückkehrten.

## Kapitel 1

# Ich sehe tote Menschen

*Jetzo hofften wir sicher den Tag der fröhlichen Heimkehr. Aber als wir das Schiff um Maleia lenkten, da warf uns plötzlich die Flut und der Strom und der Nordwind fern vom Kythera. Und neun Tage trieb ich, von wütenden Stürmen geschleudert, über das fischdurchwimmelte Meer; am zehnten gelangt' ich hin zu den Lotophagen, die blühende Speise genießen.*

Homer, Die Odyssee

Für die alten Griechen war das Meer der Mittelpunkt der Welt. Damals gab es keinen Staat mit festen Grenzen, in dem wir das heutige Griechenland erkennen würden. Vielmehr behielten die Griechen, die durch eine gemeinsame Kultur und Sprache verbunden waren, ihre Identität auch dann, als sie sich weit über den Mittelmeerraum hinaus ausbreiteten. Zu Homers Zeiten, also im 8. Jahrhundert v. Chr., hatten Griechisch sprechende Seefahrer aus den Regionen Attika, Boeotia, Lakonia und Achaia bereits viele ferne Länder erreicht – Makedonien und Thrakien im Norden, die verstreuten Inseln der Ägäis wie auch Anatolien und die Küste Kleinasiens im Osten, Ägypten und Libyen im Süden sowie Italien, Sizilien und Frankreich im Westen.

Diese weitverstreuten Siedlungen ließen sich praktisch nur auf dem Wasserweg erreichen. Viele tausend Jahre lang segelten Schiffe – nicht nur aus Griechenland, sondern auch aus den rivalisierenden Zivilisationen in Ägypten, Phönizien und später Rom – kreuz und quer übers Mittelmeer. Sie beförderten nicht nur Siedler, sondern auch Soldaten, Sklaven, Diplomaten und Kaufleute. Zu den Gütern, die als Geschenke oder zu Handelszwecken

verschifft wurden, gehörten Grundnahrungsmittel wie Getreide, Wein und Olivenöl, aber auch Luxusgüter aus allen Winkeln der Welt: Straußeneier aus Libyen, Gold und Elfenbein aus Ägypten, Lapislazuli aus Afghanistan. Kaufleute handelten mit Bernsteinperlen aus Nordeuropa und kauften in den Minen von Zypern Kupfer - daraus fertigte man die sehr begehrten bronzenen Waffen, Rüstungen und Statuen.

Im Zentrum dieser Wasserwelt lag die gebirgige Halbinsel, die wir heute Griechenland nennen. Um durch das inselübersäte Ägäische Meer im Osten und das offenere Meer im Westen zu gelangen, mussten Seefahrer wie Odysseus ihre Schiffe durch die tückische und stürmische Meerenge zwischen der Südspitze der Halbinsel, Kap Malea, und der Insel Kreta navigieren.

Fast 3000 Jahre nach Homers Erzählung hatte dieser Engpass nichts von seiner Tücke verloren. Mehr als 100 Generationen, nachdem die Odyssee ihre ersten Zuhörer fand, versuchte eine andere Mannschaft griechischer Seeleute, auf der Rückreise zur Insel Symi Kap Malea zu passieren. Aber auch sie kamen durch widrige Winde vom Kurs ab und gerieten in ein unglaubliches Abenteuer eigener Art.

Man schrieb das Jahr 1900. Es war die Zeit des expandierenden britischen Empires unter Königin Viktoria und der fortschreitenden industriellen Revolution. Gemeinsam veränderten diese Kräfte das Leben von Grund auf. Gerade hatte der erste Zeppelin in Deutschland den Bodensee überflogen, und in den New Yorker Madison Square Gardens war die erste Automobilausstellung eröffnet worden. Auch die Seefahrt war dabei, sich grundlegend zu verändern. Die britische Navy bereitete bei Barrow-in-Furness den Stapellauf ihres ersten Unterseeboots vor. Und zum ersten Mal in der Geschichte übertraf die Zahl der Dampfer auf den Weltmeeren die Zahl der Segelschiffe.

Im Mittelmeerraum hatte die industrielle Revolution eine der wichtigsten heimischen Industrien erreicht: das Schwammtauchen. Schon lange vor Homers Zeiten hatten griechische Taucher ihren Lebensunterhalt damit verdient, Schwämme vom Meeresboden zu holen: Wir wissen, dass diese Schwämme in der Antike zum Baden und beim Hausputz verwendet wurden. Eines der berühmtesten Beispiele ist die Rückkehr des Odysseus: Nachdem er schließlich heimgekehrt und blutige Rache an den Männern genommen hat, die seine Gemahlin in seiner Abwesenheit bedrängt hatten, weist er die Mägde an, das Blut der Leichen mit Schwämmen vom Tisch zu wischen (bevor er sie wegen ihrer Treulosigkeit ebenfalls umbringt).

Seit ca. 6000 v. Chr., als sich auf griechischem Boden eine Landwirtschaft zu entwickeln begann und sich die ersten Schiffe aufs Ägäische Meer wagten, hatte sich der Beruf des Schwammtauchers kaum verändert. Die geschicktesten und wagemutigsten Taucher stammten von den südöstlichen Inseln des Dodekanes, vor allem von Kalymnos und Symi, wo im warmen Wasser besonders große Exemplare gedeihen. Nackt und nur mit einem scharfen Messer bewaffnet, ließen sich die athletischen Schwammtaucher jahrtausendelang mit Hilfe eines großen, flachen Steins bis zu 30 Meter tief hinab und sammelten Schwämme in einem Netz, solange es ihre Lungen erlaubten.

Im 19. Jahrhundert wandelte sich die Schwammtaucherindustrie jedoch von Grund auf. Vielleicht war dieser Wandel unausweichlich, aber wenn man ihn an einem bestimmten Individuum festmachen möchte, dann ging dieser Wandel auf einen recht bekannten deutschen Ingenieur namens Augustus Siebe zurück. Siebe, der in Berlin die Bearbeitung von Metall erlernt und an der Schlacht von Waterloo als Artillerieoffizier teilgenommen hatte, ließ sich später im Londoner Stadtteil Soho nieder. Der rührige Erfinder entwickelte unter anderem eine rotierende Wasserpumpe, eine Maschine zur

Papierherstellung, eine Waage und eine Eismaschine. 1837 erfand er dann einen Taucherhelm, der an einem wasserdichten Segeltuchanzug befestigt wurde.

Wie alle Siebe-Erfindungen war dieser Helmtaucheranzug durchaus einfallsreich, sollte aber einen viel größeren Einfluss haben als all seine anderen Erfindungen. Dank eines Ventils im Helm konnte der Taucher in diesem Taucheranzug durch einen Schlauch Luft atmen, mit der ihn ein Kompressor vom Boot aus versorgte. Zum ersten Mal konnten Taucher so tief hinabsteigen, wie sie wollten, bzw. so weit, wie ihr Atemschlauch reichte, und zudem deutlich länger unter Wasser bleiben. Die potenziellen wirtschaftlichen Vorteile für Schwammtaucher waren groß, und in den 1860er Jahren brachte ein geschäftstüchtiger ortsansässiger Kaufmann namens Fotios Masatoridis die neuen Taucheranzüge nach Symi.

Jeder Anzug bestand aus dickem, mit Gummi versiegeltem Segeltuch, das an einem Bronzekragen samt Brustplatte befestigt war. Aufgeschraubt war ein runder Kupferhelm, der so schwer war, dass man ihn nur zu zweit heben konnte. Hatte der Taucher den Helm aufgesetzt, konnte er sich nur noch durch Bullaugen aus verstärktem Glas orientieren. In so einem Anzug war Schwimmen unmöglich. Stattdessen mussten sich die Taucher, Luftschnauze und Rettungsleine im Schlepp, mit schweren Schritten am Meeresboden fortbewegen.

Als die erfahrenen Schwammtaucher diese bizarre Anzugkonstruktion sahen, reagierten sie zunächst höchst misstrauisch. Daraufhin bat der gewitzte Masatoridis seine schwangere Frau, ihnen zu demonstrieren, wie der Anzug funktionierte. Sie legte ihn an und stieg die Hafenstufen hinunter, bis das Wasser über ihrem Kopf zusammenschlug. Der Helm funktionierte perfekt. Sich von einer Frau – und noch dazu einer schwangeren – die Schau stehlen zu lassen, war für die Männer undenkbar, daher wurden die Taucheranzüge rasch akzeptiert.

Zunächst erschienen sie wie ein Wunder. Mit ein wenig Übung gelang es den Tauchern routinemäßig, eine Wassertiefe von 70 Metern zu erreichen. Dort konnten sie auf dem Meeresboden herumstapfen und in aller Ruhe Schwämme sammeln, während sie mit Hilfe eines Seils, das um ihr Handgelenk geknotet war, mit dem Boot über ihnen kommunizierten. Dies ließ die Schwammernte stark ansteigen und verwandelte das ganze Gewerbe, und die Schwammhändler – wenn auch nicht die Taucher selbst – häuften riesige Vermögen an. Auf dem Höhepunkt des Booms zwischen 1890 und 1910 waren in der Branche Tausende von Tauchern beschäftigt, die jährlich insgesamt eine Million Stunden auf dem Meeresgrund verbrachten.

Dieser finanzielle Erfolg hatte jedoch einen hohen gesundheitlichen Preis, denn mit den Taucheranzügen kam die Dekompressionskrankheit, die unter den Tauchern zahllose Opfer forderte.

Wenn ein Taucher komprimierte, also unter Druck stehende Luft atmet, hat der Stickstoff in der Luft, die in seine Lunge gelangt, einen höheren Druck als im Körper, sodass er sich im Blut und im Gewebe löst, bis ein Gleichgewicht erreicht ist. Das ist kein Problem, bis der Taucher an die Oberfläche zurückkehren möchte. Wenn er zu rasch aufsteigt und der Druck zu rasch sinkt, bleibt dem gelösten Stickstoff im Körper keine Zeit, wieder in die Atemluft zurückzudiffundieren. Stattdessen tritt er rasch in Form von Gasblasen aus der Lösung aus – genau so, wie es gelöstes Kohlendioxid tut, wenn man den Korken einer Flasche Champagner knallen lässt.

Die Symptome der Dekompressionskrankheit hängen davon ab, wo im Körper sich die Gasblasen bilden – meistens treten sie in den Gelenken auf, was zu starken Schmerzen führt und verhindert, dass sich die Gliedmaßen strecken lassen. Im Gehirn können die Gasblasen Verwirrtheit, Gedächtnisverlust und Kopfschmerzen bewirken. Im Rückenmark und im peripheren Nervensystem rufen sie Lähmungen hervor, und auf der

Haut führen sie zu Jucken und einem Gefühl, als krabbelten winzige Insekten über den Körper. Gasblasen können die Venen verstopfen, Spinalnerven abklemmen oder Herzembolien auslösen. Schwere Fälle der Dekompressionskrankheit führen zum Tod – keine schöne Art und Weise, aus dem Leben zu scheiden.

Die ersten Fälle von Dekompressionskrankheit wurden in den 1840er Jahren beschrieben. Dabei ging es jedoch nicht um Taucher, sondern um Minenarbeiter und Arbeiter im Brückenbau, die unter Wasser in Senkkästen arbeiteten, in denen die Luft unter hohem Druck gehalten wurde, um ein Eindringen von Wasser zu verhindern. Ihren umgangssprachlichen angelsächsischen Namen «the bends» erhielt die Krankheit nach den Arbeitern, die in den 1870er Jahren die Pfeilerfundamente der Brooklyn Bridge aushoben. Sie kamen oft in einer verkrampten Zwangshaltung wieder nach oben, die von ihren Kollegen wenig mitfühlend als «Grecian Bend» verspottet wurde, weil diese Haltung an die damals populäre affektierte, in der Hüfte abgeknickte Pose hochgeschnürter Damen erinnerte.

Die Schwammtaucher, die in den 1860er Jahren mit den neuen Taucheranzügen zu arbeiten begannen, wussten davon jedoch nichts. Es dauerte nicht lange, und sie starben wie die Fliegen. Zwischen 1886 und 1910 fielen rund 10 000 Taucher der Dekompressionskrankheit zum Opfer, 20 000 erlitten Lähmungen; das war rund die Hälfte der Männer, die jedes Jahr mit ihrem Boot hinausfuhren.

Die Auswirkungen auf die Gemeinden der Schwammtaucher waren enorm; fast jede Familie war betroffen. Vor allem auf Druck von Frauen und Witwen der Taucher wurden Taucheranzüge in vielen Ländern verboten, so in Ägypten und im Libanon. Eine Mischung aus wirtschaftlichen Zwängen und Stolz führte jedoch dazu, dass die Taucher auf dem Dodekanes an ihren Taucheranzügen festhielten. Im Vergleich zu einem alltäglichen Broterwerb an Land bot ihnen das Tauchen die

Chance auf finanziellen Erfolg und Ruhm; wie im Krieg wurde jeder Tag so gelebt, als sei es der letzte.

Mehr als je zuvor bildeten die Schwammtaucher nun eine Gemeinschaft, die sich von anderen abhob. Jung, machohaft und stolz, setzten sie sich großen Gefahren aus und wurden auf den winzigen Inseln, von denen sie kamen, für die Reichtümer, die sie heimbrachten, als Helden gefeiert. Jedes Frühjahr verließ eine Flotte zerbrechlicher Holzboote Symi und die umliegenden Inseln; in jedem Boot fanden bis zu 15 Taucher Platz, die sich einen arg mitgenommenen Taucheranzug und einen handbetriebenen Luftkompressor teilten. Einen ganzen, erschöpfenden Sommer lang lebten und arbeiteten diese Männer auf ihrem Boot und wagten sich bis an die nordafrikanische Küste. Im Herbst kehrten die Überlebenden nach Hause zurück, beladen mit ihrer Ausbeute und bereit, sich feiern zu lassen.

So kam es, dass Kapitän Dimitrios Kontos und seine Mannschaft im Herbst 1900 aus ihren sommerlichen Schwammtauchgründen vor der tunesischen Küste nach Symi zurücksegelten. Kontos war früher selbst ein geschickter Taucher gewesen, befehligte nun aber zwei kleine Segelboote. Unter seinem Kommando standen 6 Taucher und 20 Ruderer, sodass sie auch an windstillen Tagen Fahrt machen konnten.

Ihre *caiques* oder Kutter waren nur wenige Meter lang und ähnlich konstruiert wie schon vor Homers Zeiten – es sollte noch einige Jahrzehnte dauern, bis der Außenbordmotor die Ägäis erreichte. Die wendigen Boote in Spantenbauweise mit ihrem charakteristisch S-förmig geschwungenen Rumpf trugen an den Masten die griechische Flagge. Nach sechs Monaten harter Arbeit waren sie so dicht mit trocknenden Schwämmen vollgepackt, dass man sich kaum bewegen konnte, und noch mehr Exemplare baumelten an jedem verfügbaren Zoll Takelage.

Der Weg nach Hause führte Kapitän Kontos und seine Männer aus tunesischen Gewässern nach Nordosten, in Richtung Kap Malea. Aber wie so viele Seefahrer, die diese Route vor ihnen genommen hatten, gerieten sie in einen heftigen Sturm und wurden auf eine kaum besiedelte, kleine Insel zugetrieben. Die alten Griechen nannten diese Insel Aigilia, was die Handvoll Bewohner später in Sijiljo umwandelte, während vorbeikommende Seeleute, die die auf dem Italienischen basierende Lingua franca des Mittelmeers gebrauchten, von Cerigotto sprachen. Heutzutage heißt die Insel jedoch Antikythera (mit Betonung auf der dritten Silbe). Antikythera ist wie eine Raute geformt und liegt 40 Kilometer südlich von Kythera – und direkt in der Mitte des Wasserwegs zwischen Kap Malea und Kreta. Jahrhunderte zuvor war Antikythera üppig grün gewesen, aber die Einwohner holzten den Wald ab, um Schiffe zu bauen. Sie wussten nicht, welche Wirkung dies haben würde. Ohne die Baumwurzeln, die den Erdboden festhielten, wurde dieser nach und nach von den unablässig wehenden Winden davongetragen, und die Insel blieb öd und leer zurück.

Stürmischer Seegang rund um diesen tödlichen Felsbrocken ist nichts für Mutlose. Das Meer nimmt die Farbe von Tinte an, und die Brandung wütet gegen die Klippen. Jedes Schiff, das vom Sturm dorthin verschlagen wird, läuft Gefahr zu zerschellen. Aber Kontos war ein erfahrener Kapitän, und es gelang ihm, seine Männer im einzigen Hafen der Insel, einer winzigen Bucht an der Nordküste namens Potamos, in Sicherheit zu bringen.

Nach drei Tagen flaute der Sturm ab, das Wasser wurde wieder durchscheinend blau, und die Taucher machten sich Gedanken darüber, was wohl unter der Wasseroberfläche liege. Kontos, der immer darauf aus war, ihre schwer verdiente Ausbeute zu mehren, navigierte eines der Boote um die spitze Landzunge zu einer unter Wasser gelegenen Felsbank östlich des Hafens, die von den

Einheimischen Pinakakia genannt wurde. Hier warf er rund 20 Meter von den Steilklippen entfernt den Anker.

Elias Stadiatis war der erste Taucher, der an diesem Morgen ins Wasser ging. Er sank rasch bis zu dem geneigten Schelf in 60 Meter Tiefe hinab, tauchte aber bereits fünf Minuten später sichtlich erregt wieder auf. Seine Kameraden zogen ihn rasch wieder an Bord und befreiten ihn von seinem schweren Kupferhelm.

Ein riesiger Haufen aus Männern, Frauen und Pferden. Verrottend, zerfallend. Musste aus einem havarierten Schiff stammen. Atemlos berichtete Stadiatis, was er auf dem Meeresgrund gesehen hatte. Von einem Schiff war nichts zu sehen – das dem Wasser ausgesetzte Holz war schon lange den Schiffswürmern zum Opfer gefallen. Aber seine geisterhafte Ladung war nicht zu übersehen.

Kontos zog seinem stammelnden Freund den tropfenden Taucheranzug aus und legte ihn selbst an, um sich ein Bild zu machen. Nachdem er ein paar Minuten durch das kalte Wasser in die Tiefe gesunken war, entdeckte er parallel zur Küste auf einer Länge von rund 50 Metern eine Masse, die aus übereinandergestürzten Gestalten bestand. Es waren keine Kadaver, sondern Statuen – korrodiert und überkrustet von marinen Ablagerungen, aber doch größtenteils deutlich zu erkennen. Einige waren aus Marmor, indes die Sonnenstrahlen gerade noch weit genug in die Tiefe drangen, um erkennen zu lassen, dass die anderen einen grünlichen Schimmer aufwiesen, typisches Zeichen antiker Bronzen. Während Kontos' Stiefel in den schlammigen Boden sanken und sich sein Luftschlauch durch das Wasser zu dem schwachen Schatten des hoch über ihm dümpelnden Bootes emporschlangelte, kämpfte der Kapitän darum, weiterhin ruhig zu atmen. Dieses Wrack hatte Schätze getragen. Zum Beweis für seinen Fund packte er den Bronzearm einer der Statuen, befestigte ihn an seiner Rettungsleine und kehrte triumphierend an die Oberfläche zurück.

Über das, was als Nächstes geschah, gehen die Quellen auseinander. Die offizielle griechische Version lautet, dass Kontos seine Männer anwies, die Lage des Wracks zu vermessen, bevor sie nach Symi weitersegelten. Nach dem üblichen Willkommen für die Helden berichtete Kontos den Ältesten der Insel von seinem Fund und bat sie um ihren Rat. Erfüllt von patriotischem Stolz, empfahlen sie ihm, sofort nach Athen zu reisen und die Entdeckung der griechischen Regierung zu melden.

Aber vielleicht hatten es Kontos und seine Männer nicht ganz so eilig. Peter Throckmorton, ein amerikanischer Archäologe, Journalist und Taucher, der in den 1960er und 1970er Jahren an der Bergung mehrerer Wracks im Mittelmeerraum beteiligt war, untersuchte die Antikythera-Funde und befragte Leute im Symi. Nur wenige Bewohner, die sich an die Entdeckung erinnerten, waren noch am Leben, aber in den Küstentavernen machten noch immer Geschichten über die Entdeckung des Wracks die Runde. Den Einheimischen zufolge, so Throckmorton, hatte sich die Sache so abgespielt: Zunächst schafften Kontos und seine Männer mit Hilfe von Tauen und Seilen alles an Bord, was sie vor dem herbstlichen Wetterumschwung heben konnten. Er verweist auf Gerüchte, dass in Alexandria zwischen 1902 und 1910 zahlreiche kleine Bronzestatuen verkauft worden sein sollen und die Bleigewichte von den Ankern des Wracks niemals gefunden wurden. Blei sei für Taucher zum Beschweren von großem Wert gewesen. Erst als die Taucher mit ihren kleinen Booten nichts mehr bergen konnten, wandten sie sich in der Hoffnung auf eine Belohnung an die Regierung.

Wie dem auch sei, Kontos und Stadiatis suchten mit dem Bronzearm im Schlepptau Professor A. Ikonomu auf, einen Archäologen an der Universität von Athen, der aus Symi stammte. Am 6. November 1900 nahm er die beiden ins Büro des Kulturministers Spiridon Staïs mit. Der Zeitpunkt war gut gewählt. Weder in Griechenland noch anderswo war bisher jemals ein Schiffswrack archäologisch

untersucht worden, aber die Regierung unter Führung von Georgios Theotokis von der liberalen Partei hatte gerade begonnen, über die Möglichkeiten nachzudenken, antike Schätze vom Meeresgrund zu bergen. Sechzehn Jahre zuvor hatte sie eine Studie finanziert, deren Ziel es war, die Überreste der größten Seeschlacht in der griechischen Geschichte zu finden, als die zahlenmäßig weit überlegene Flotte des Perserkönigs Xerxes von der griechischen Flotte in der Straße von Salamis 480 v. Chr. vernichtend geschlagen wurde.

Kurz zuvor waren einige bemerkenswerte Gegenstände aus dem Meer geborgen worden, darunter ein bronzer Brustschutz im Hafen von Pylos in Südgriechenland, antike Hölzer und zwei lebensgroße Marmorstatuen im Athener Hafen Piräus sowie ein beschrifteter Bleianker im Hafen von Symi. All diese Artefakte waren zufällig entdeckt worden, sei es von Schwammtauchern oder weil sie sich in Fischernetzen verfangen hatten.

Daher war es ein kühnes Unterfangen, als die Archäologische Gesellschaft in Athen mit Unterstützung der Regierung beschloss, aktiv nach unter Wasser liegenden Artefakten zu suchen. Das moderne Griechenland war ein junger, noch ziemlich instabiler Staat, der sich erst 1830 von der türkischen Herrschaft befreit hatte, und die Regierung hoffte, die Entdeckung der Überreste einer glorreichen Vergangenheit würde dem Nationalstolz großen Auftrieb geben.

Leider hatte die Gesellschaft keinerlei Kenntnisse von Schauplätzen vergangener Schiffskatastrophen, die man hätte erforschen können, daher entschloss man sich nach langem Abwägen, die Straße von Salamis zum Expeditionsziel zu machen. In der wütenden Schlacht, die dort fast 2400 Jahre zuvor getobt hatte, hatten die Griechen 40 Triremen (hölzerne Kriegsschiffe, die nach den drei Reihen von Ruderern auf jeder Seite benannt waren) verloren, die Perser hingegen 200. Der Meeresboden

musste mit den Überresten dieser Schiffe geradezu übersät sein.

Die Mission erwies sich jedoch als viel schwieriger, als von den Archäologen erwartet. Das Wasser war nur 20 Meter tief, aber wegen des schlechten Wetters konnten die Taucher nur zwölf Tage des Monats arbeiten, für den sie angeheuert worden waren. Selbst an ruhigeren Tagen wirbelte die bewegte See viel Schlamm vom Boden hoch, sodass die Taucher nicht sehen konnten, was sie taten. Und überall gab es so viel Tang und Lehm, dass sich unmöglich sagen ließ, was darunterlag. Die Kosten der Expedition schlügen schließlich mit genau 1548,50 Drachmen (rund 9000 Euro nach heutiger Währung) zu Buche, wobei die ganze Ausbeute aus ein paar Amphorenbruchstücken, einer fast intakten Vase und einer Holzplanke bestand, die zerbrach, als sie an die Oberfläche gebracht wurde.

In seinem Bericht an die Archäologische Gesellschaft beschrieb der Leiter der Expedition, Christos Tsountas, die Unternehmung enttäuscht als «völligen Fehlschlag». In der Rückschau erscheint diese Bewertung jedoch als ein wenig zu hart. Zum ersten Mal in der Geschichte hatte ein professioneller Archäologe ein Tauchteam geführt, Messungen vorgenommen, die Fundstücke aufgelistet und einen Bericht angefertigt. Die Idee von staatlich finanzierten archäologischen Unterwasserstudien hatte Wurzeln geschlagen, auch wenn das enttäuschende Ergebnis dazu führte, dass in den darauf folgenden Jahren keine neuen Projekte in Angriff genommen wurden.

Die Expedition hatte auch in der Presse hohe Wellen geschlagen (zumindest bis die mageren Ergebnisse deutlich wurden), und vielleicht war es die Erinnerung daran, die Kontos und die Ältesten der Insel ermutigte, den Fund bei Antikythera der Regierung zu melden. Zunächst begegneten die Vertreter des Kulturministeriums Kontos' Behauptungen mit großer Skepsis. Noch nie war in griechischen Gewässern ein gesunkenes Schiff gefunden worden, und die Geschichte des Tauchers erschien zu gut,

um wahr zu sein. Aber der Bronzearm und der mögliche Wert des Fundes überzeugten sie schließlich. Dieses Projekt versprach den Erfolg, der bei der Salamis-Expedition ausgeblieben war. Kontos zufolge war die Lage des Wracks bereits bekannt, und die Taucher hatten bereits festgestellt, dass es Schätze enthielt, die zu heben sich lohnten. Wenn das Schiff Bronzestatuen an Bord gehabt hatte, war es höchstwahrscheinlich annähernd 2000 Jahre alt, denn solche Statuen wurden nach dem Zerfall der griechischen Kultur in den ersten Jahrhunderten nach Christus nicht mehr hergestellt, und übriggebliebene Statuen (sofern sie nicht vergraben waren oder außer Reichweite auf dem Meeresgrund lagen) wurden bald als Altmetall eingeschmolzen.

Wenn die Regierung die nötige Ausrüstung zur Verfügung stellte, um die gesunkenen Objekte vom Meeresboden zu heben, erklärte Kontos Minister Staïs, würden seine Männer die Tauchgänge übernehmen – vorausgesetzt, sie erhielten den vollen Gegenwert von all dem, was sie bargen. Ein wenig nervös akzeptierte Staïs Kontos' Bedingungen, solange ein offizieller Archäologe an Bord war, der die Bergung überwachte. Diese Aufgabe sollte Professor Ikonomu übernehmen, und Kontos übergab ihm den Bronzearm.

Staïs trieb zur Eile an. Sobald die Lage des Wracks bekannt wurde, bestand die Gefahr von Plünderungen. Nicht auszuschließen war zudem, dass Kontos seine Meinung ändern würde. Innerhalb weniger Tage brachte das Marinetransportschiff *Mykale* Ikonomu nach Antikythera; begleitet wurde es von Kontos, seinen Tauchern und Ruderern in ihren beiden kleinen Fischerbooten. Nach einer kurzen Verzögerung durch schlechtes Wetter trafen sie am 24. November am Standort des Wracks ein. Die Taucher – Elias Stadiatis, Kyriakos und Georg Mundiadis, Johann Pilliu, Georgios Kritikos und Basiliос Katzaras – begannen mit ihrer Arbeit.

Am Fundplatz des Wracks fallen die Klippen von Antikythera unter der Meeresoberfläche rund 50 Meter senkrecht ab. Dann folgt eine schlammige Sandbank, auf der das antike Schiff zur Ruhe kam; sie senkt sich langsam auf rund 60 Meter, bevor sie erneut steil in tieferes Wasser abfällt. Ikonomou und Kontos hatten sich geeinigt, wie man vorgehen wollte. Leichtere Objekte aus der gesunkenen Ladung sollten an Tauen befestigt und mit Hilfe von Seilwinden in die Boote der Taucher gehievt, schwerere Teile mit der kräftigeren Deckwinde der *Mykale* gehoben werden. Aber beim ersten Versuch war die See ziemlich rau. Dünung aus Norden drückte gegen die Klippen, und es wurde deutlich, dass die *Mykale* zu groß war, um in der Nähe der Felsen sicher operieren zu können. Kontos, der darauf brannte, die Wahrheit seiner Worte zu beweisen, und sich von etwas schlechtem Wetter nicht daran hindern lassen wollte, schickte seine Männer dennoch hinunter. In den drei Stunden, bevor der immer stärker werdende Sturm sie zum Aufhören zwang, brachten sie den bronzenen Kopf eines bärtigen Mannes, den bronzenen Arm eines Boxers, ein Bronzeschwert, zwei kleine Marmorstatuen (beide ohne Kopf), einen wunderbar gefertigten Marmorfuß sowie mehrere Bruchstücke von Bronze- und Marmorstatuen nach oben, außerdem Bronzeschalen, Tongeschirr und andere Töpferwaren.

Die *Mykale*, die zurückkehrte, um von einem kleineren Schiff ersetzt zu werden, brachte diese Funde im Triumph nach Athen. Staïs muss ein Stein der Erleichterung vom Herzen gefallen sein, als deutlich wurde, dass er wohl doch auf das richtige Pferd gesetzt hatte. Die Taucher waren tatsächlich über den größten Schatz an antiken griechischen Bronzen gestolpert, der jemals gefunden worden war. Die Geschichte machte Schlagzeilen und erfüllte, wie die Regierung gehofft hatte, ganz Griechenland, aber vor allem Athen mit einem Gefühl von patriotischer Freude und Stolz. Nachdem ihre Schätze jahrhundertelang von jedermann, von den Römern bis zu

den Briten, geplündert worden waren, fanden einige antike Schätze nun endlich zurück nach Hause.

Die Marine entsandte ein besser manövrierbares Schiff auf die Antikythera-Mission, und der Dampfschoner *Syros* traf so zeitig am Wrack ein, dass die Taucher am 4. Dezember 1900 weiterarbeiten konnten.

Die Bedingungen, unter denen sie arbeiteten, waren äußerst schwierig. Ganz oben auf der Liste der Probleme stand der unhandliche Taucheranzug, der nicht für die harte körperliche Arbeit des Grabens und Bergens schwerer Objekte entworfen worden war. Verschlimmert wurde die Lage dadurch, dass die Gewässer um Antikythera kalt und voller tückischer Strömungen sind; zudem herrschen dort oft starke Winde, wenn nicht gar Stürme. Das Bergungsunternehmen dauerte zehn Monate, bis zum September 1901, doch aufgrund der Witterungsbedingungen konnten die Taucher nicht einmal an einem Viertel aller Tage arbeiten. Die übrige Zeit verging mit Warten in ihren kleinen Booten.

Die größte Herausforderung war jedoch die Tiefe, in der das Wrack lag; sie trieb die Taucher an ihre physischen Grenzen. 60 Meter unter dem Meeresspiegel - das lag in jenen Tagen selbst außerhalb der Reichweite von trainierten Marinetauchern. So verfügte die amerikanische Navy beispielsweise noch 1925 nur über 20 Taucher, die qualifiziert waren, 30 Meter tief zu tauchen. Dass es Kontos' Männern mit all der Ausrüstung, die sie mitschleppen mussten, überhaupt gelang, das Wrack zu erreichen und dort schwierige Arbeiten durchzuführen, war eine unglaubliche körperliche Leistung. Wahrscheinlich hätte niemand anders als die kühnsten Schwammtaucher im ganzen Mittelmeer - die praktisch im Wasser aufgewachsen waren und deren Lebensunterhalt davon abhing, sich tiefer zu wagen als irgendjemand sonst - diese Herausforderung erfolgreich meistern können.

Die Taucher vor Antikythera kannten weder Dekompressionstabellen noch Dekompressionsstopps, die

heute ein sicheres Tauchen erlauben, und sie ahnten auch nicht, was das Tauchen ihrem Körper antat. Dennoch war ihnen bewusst, dass ihre Überlebenschancen stiegen, je weniger Zeit sie am Meeresboden verbrachten. Sie begrenzten ihren Aufenthalt unter Wasser auf fünf Minuten zweimal pro Tag und achteten darauf, recht langsam wieder aufzutauchen (das bedeutete, dass die sechs Männer pro Tag nur etwa eine Stunde am Meeresboden arbeiten konnten). Aber bei allem Geschick war ihr Taucheranzug schwer zu handhaben, besonders beim Auftauchen. Ein Taucher musste die Menge an Luft in seinem Anzug sorgfältig überwachen, indem er die Luft, die er ausatmete, mit der Luft austarierte, die durch das Ventil im Helm einströmte. Wenn er einen Fehler machte und zu viel Luft in den Anzug ließ, dehnte sich diese Luft beim Auftauchen aus und katapultierte ihn immer schneller in Richtung Oberfläche, ohne dass er etwas dagegen hätte tun können – ein sicherer Weg zur Dekompressionskrankheit.

Und es gab noch eine zweite Gefahr im Zusammenhang mit tiefem Tauchen – die Stickstoffnarkose. Dabei handelt es sich um eine den meisten Gerätetauchern wohlbekannte, aber noch immer ungeklärte Veränderung des Bewusstseins, die vermutlich durch die Auswirkungen eines hohen Stickstoffdrucks auf den Signalaustausch zwischen Nervenzellen hervorgerufen wird. Der französische Taucher und Forscher Jacques Cousteau beschrieb den Zustand als «Tiefenrausch», denn es fühlt sich an, als sei man beschwipst. Mit zunehmender Tiefe verstärken sich die Symptome; in der Regel treten sie erstmals bei rund 30 Metern auf und werden allmählich stärker – Tauchanfänger lernen, dass die Symptome unterhalb von 20 Metern einem Martini pro 10 Meter vergleichbar sind. Die Wirkung lässt nach, sobald man wieder aufsteigt, aber die Bewusstseinstrübung, die die Stickstoffnarkose mit sich bringt, führt dazu, dass manche Taucher niemals mehr lebend an die Oberfläche kommen. Der Tiefenrausch verleiht ihnen ein Gefühl der

Unverwundbarkeit, und es ist vorgekommen, dass Taucher in diesem Zustand ihre Tauchermaske abgerissen haben oder weiter nach unten in ihren Tod geschwommen sind. In

Cousteaus Buch «Die schweigende Welt» (1953) hat sein Tauchpartner Frédéric Dumas die Auswirkungen einer Stickstoffnarkose in 70 Meter Tiefe beschrieben, also nur wenig tiefer, als die Taucher vor Antikythera arbeiten mussten:

Mein Körper wirkt nicht geschwächt, aber ich schnappe ständig nach Luft. Das verdammt Seil hängt nicht gerade, sondern zieht schräg in die gelbe Suppe. Ich mache mir Sorgen deswegen, aber ich fühle mich eigentlich wunderbar. Ich bin heiter und betrunken. In meinen Ohren summt es, und im Mund habe ich einen bitteren Geschmack. Jacques und die Leute in den Booten habe ich vergessen. Meine Augen sind müde. Ich lasse mich weiter hinab und versuche, an den Meeresboden zu denken, aber es gelingt mir nicht. Ich bin furchtbar müde, aber dieses Schwindelgefühl lässt mich nicht einschlafen.

Das war 1943, als Cousteau gerade zusammen mit Émile Gagnan, Ingenieur einer Pariser Erdgas-Gesellschaft, das Gerätetauchen entwickelt hatte. Gagnan hatte an einem bedarfsgesteuerten Ventil gearbeitet, um Automotoren mit Kochgas zu betanken. Der Zweite Weltkrieg hatte zu Engpässen bei der Benzinversorgung geführt, und alle Welt suchte herauszufinden, wie man Autos dazu bringen konnte, mit den Dämpfen brennender Holzkohle und Erdgas zu fahren. Das Mundstück eines Tauchers nach Bedarf mit Druckluft zu versorgen, stellte sich als ganz ähnliches Problem heraus.

Um zu testen, wie tief ein Mensch tauchen konnte, ließen sich Cousteau und Dumas an einem Seil hinab und setzten ihre Unterschrift auf Tafeln, die in bestimmten

abgemessenen Tiefen angebracht waren. Tauchgänge bis in 100 Meter Tiefe legten schließlich eine Grenze fest, die auch heute noch gelegentlich als die «theoretische Grenze» für das Tauchen mit Pressluft bezeichnet wird. Es ist jedoch mehr als eine rein theoretische Grenze. Als die kühnen Forscher versuchten, diese Grenze mit einem 130-Meter-Seil weiter hinauszuschieben, stieg ihr Freund Maurice Fargues als Erster hinab. Zunächst schien alles gut zu laufen, doch nach ein paar Minuten kamen keine Signale mehr aus der Tiefe. Cousteau und Dumas zogen ihren Freund an seiner Rettungsleine wieder an die Oberfläche; als er endlich auftauchte, mussten sie zu ihrem Schrecken erkennen, dass sein Körper schlaff war und sein Mundstück auf der Brust hing. Zwölf Stunden lang versuchten sie verzweifelt und bis zur völligen Erschöpfung, ihn wiederzubeleben, doch ohne Erfolg. Als sie später das Markierungsseil hinaufzogen, fanden sie die unleserliche Unterschrift ihres Freundes auf der untersten Tafel.

Die Anstrengung, die es Kontos' Männern 1900 kostete, Statuen und andere Artefakte zu transportieren und an der Seilwinde des darüberliegenden Bootes zu befestigen, ließ sie schwer atmen, was die Auswirkungen einer Stickstoffnarkose, die für diese Tiefe typisch war, noch verschlimmerte. Anders als bei modernen Taucherausrüstungen, bei denen die ausgeatmete Luft ins Wasser entlassen wird, fing sich das ausgeatmete Kohlendioxid zudem im Helm der Schwammtaucher, was zu einer noch stärkeren Verwirrtheit führte. Auch die Sicht war ein Problem, denn sobald die Taucher irgendein Objekt bewegten, stiegen Schlamm- und Sandwolken vom Meeresgrund auf.

Dennoch tauchten Kontos' Männer den ganzen Winter hindurch immer wieder und brachten einen Fund nach dem anderen an die Oberfläche, während die Archäologen an Bord, wie immer korrekt im Anzug, ihnen zusahen. Und trotz der schlimmen Bedingungen gingen die Taucher mit großer Sorgfalt vor - oft dauerte es mehrere Tage, ein

Objekt auszugraben und zu säubern, bevor es sich aus seinem Schlammbett befreien ließ. Der Archäologe George Byzandinos, der Ikonomu nachgefolgt war und die Arbeit der Taucher überwachte, kam zu dem Schluss, dass die heraufgebrachten Fragmente Tausende von Jahren früher und nicht etwa während der Bergung zerbrochen waren. Und er lobte die Taucher, sie würden ebenso viel Interesse am Erhalt der Altertümer zeigen wie irgendein «begeisterter Liebhaber klassischer Kunst».

Um Weihnachten umfasste ihre Ausbeute zahlreiche Marmorstatuen, überwiegend Männer und Pferde, ein weiteres Bronzeschwert, eine bronzenen Lyra, einen kolossalen Marmorbulle und verschiedene Fragmente bronzer Möbel, darunter ein Thron. Der aufregendste Fund bis zu diesem Zeitpunkt war jedoch eine wunderbar gefertigte Bronzestatue, die wohl Hermes oder Apollo darstellte. Obwohl in mehrere Teile zerbrochen, war die Statue sehr gut erhalten und wurde als eine der schönsten erhaltenen Bronzefiguren der Antike gefeiert.

Möglicherweise war sie sogar das Werk eines der großen klassischen Bildhauer aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., Lysippos oder Praxiteles, spekulierten die Archäologen. Eine Statue ging jedoch verloren. Gerade als sie die Oberfläche erreichte, löste sich der Rumpf eines großen Pferdes von den Ketten und stürzte zurück ins Meer, die Klippe hinab in tieferes Wasser, unerreichbar für die Taucher. Nach und nach häuften sich die Statuen an Deck, und wenn sich die Bronzen auch recht gut erhalten hatten, wiesen die meisten Marmorgegenstände schwere Erosionsspuren auf. Emmanuel Lykudis, ein anwesender Vertreter des Schulministeriums, beschrieb die Szene in einem Tagebucheintrag vom 7.-10. Februar 1901:

Das Meer hat sie furchtbar zugerichtet. Die meisten von ihnen sind in formlose Meeresfelsen verwandelt worden, und sie sehen aus wie schreckliche Muscheln ... Aber unter der Verwandlung und

Zerstörung, die das Meer angerichtet hat, ahnt man die alte Pracht, vermeint noch immer die wunderbare Linienführung zu erkennen.

Die bisher geborgenen Statuen wurden nach Athen gebracht und im Archäologischen Nationalmuseum in Athen ausgestellt. Ob erodiert oder nicht – die Menschen strömten von nah und fern herbei, um die Schätze aus der Vergangenheit ihres Volkes mit eigenen Augen zu sehen, während die Zeitungen in aller Ausführlichkeit über den Fortgang des Abenteuers berichteten.

Draußen in Antikythera forderten die Stürme, die Tiefe und die äußerst strapaziösen Arbeitsbedingungen allmählich ihren Tribut, und die Taucher begannen, unter Erschöpfung zu leiden. Im Februar kamen die Männer oft «halbtot» aus dem Wasser, wie John Svoronos, einer der angesehensten Archäologen des Landes, in einem 1903 erschienenen Bericht über die Funde schrieb.

Als das Tempo der Entdeckungen zurückging, verschlechterte sich die Stimmung. Dann stießen die Taucher auf ein weiteres Problem: Ein Teil des Wracks, berichteten sie, lag unter enormen Felsbrocken begraben. Nach einigen Diskussionen kamen die Archäologen zu dem Schluss, es müsse sich um Felsbrocken von den darüberliegenden Klippen handeln, die sich irgendwann während eines Erdbebens gelöst hatten, und entwickelten bald eine Strategie, um sie zu bewegen. Sie wiesen die Taucher an, unter den Felsen Tunnel zu graben und die Blöcke dann mehrfach mit starken Tauen zu umwickeln, eine mühsame Angelegenheit, die pro Block mehr als 20 Tauchgänge erforderte. Das Tauende wurde an der stabilen *Mykale* befestigt, die für diese Aufgabe erneut aus Athen herbeigerufen worden war und sich nun, den Felsblock im Schlepp, volle Kraft in Richtung offenes Meer bewegte. Einmal vom Wrack weggezogen, sollten die Täue entfernt werden und die Felsbrocken den steilen Abhang in die Tiefe rollen.

Es war eine riskante Strategie, die ein nervöser Lykudis als «Augenblick großer und wohl berechtigter Furcht» beschrieb. Wenn das Schiffstau riss, hätte der plötzliche Ruck die *Mykale* durchaus zum Kentern bringen können. Oder schlimmer noch, wenn sich das Seil nicht lösen ließ, hätte der Felsblock das Schiff mit sich in die Tiefe ziehen können. Darum standen mehrere Mannschaftsmitglieder mit Beilen bereit, um das Seil im Notfall dort, wo es am Schiff vertäut war, zu kappen. Zum Glück ging alles gut, und mehrere Felsblöcke wurden erfolgreich über die Unterwasserklippe gerollt.

Aber dann hatte Minister Staïs, der zu Besuch weilte, einen überraschenden Gedanken. Was wäre, wenn die «Felsblöcke» in Wahrheit kolossale Statuen waren, so überwachsen und korrodiert, dass sie für die verdatterten Taucher im schwachen Licht des Fundorts nicht zu erkennen waren? Er ordnete an, den nächsten Felsen an Bord zu hieven – ein weiteres beträchtliches Risiko für das Schiff. Nach einigen angespannten Augenblicken jubelte die Mannschaft, als der Brocken schließlich an Deck landete. Es handelte sich um einen riesigen, muskulösen Herkules mit Keule und Löwenfell – erodiert, aber immer noch erkennbar in gleichem Stil gehalten wie der berühmte Herkules Farnese im Museum von Neapel. Vermutlich mochten sie nicht über die Statuen nachdenken, die bereits in den Abgrund gerollt worden waren.

Um diese Zeit forderten die kranken und völlig erschöpften Taucher einen Monat Pause, zumindest bis Ostern. Zunächst versuchte Staïs, sie zu überreden, noch einige Tage weiterzumachen, indem er ihnen eine Lohnerhöhung versprach, aber sie ließen sich nicht überzeugen und traten schließlich in Streik.

Im April legten sie ihren Taucheranzug wieder an, nun statt der ursprünglichen sechs Mann zehn Mann stark, doch die leicht erkennbaren Objekte waren bereits geborgen, und die Ausbeute der ersten Wochen war mager. Dann kam es zu einer Tragödie. Einer der Taucher, Giorgios